

Menschliches Handeln und Indexikalität

VON EDMUND RUNGALDIER S. J.

In der Sprache der positiven Wissenschaften haben indexikalische Ausdrücke, das sind Ausdrücke wie „ich“, „wir“, „hier“, „dort“, „jetzt“, „gestern“, „morgen“ usw., keinen Platz. Werden sie dennoch verwendet, so nur insoweit sie durch Ausdrücke der objektiven wissenschaftlichen Rede ersetzbar sind. Wird also z. B. der Ausdruck „ich“ verwendet, so nur in dem Sinn, in welchem er durch den Eigennamen oder durch eine Kennzeichnung des jeweiligen Sprechers ersetzt werden kann. In der wissenschaftlichen Rede müssen die indexikalischen Ausdrücke jederzeit durch solche aus der objektiven oder wissenschaftlichen Sprache ersetzbar sein. In der alltäglichen Rede, speziell in der Rede über Handlungen und in ihren Erklärungen, spielen sie hingegen sehr wohl eine eigenständige Rolle. Sie werden dort in einem Sinn verwendet, der nicht immer durch Ausdrücke aus der objektiven Rede wiedergegeben werden kann.

In den alltäglichen Handlungserklärungen kommen indexikalische Ausdrücke speziell dann vor, wenn erklärt wird, warum ein Handelnder genau an der Stelle in der Raum-Zeit handelt, an der er handelt. Er handelt nämlich, sobald er überzeugt ist, daß er *hier* und *jetzt* handeln muß, um am besten die angestrebten Ziele zu verwirklichen. Die Überzeugung allein, daß eine bestimmte Handlung ihn der Verwirklichung eines Wunsches näherbringt, ist noch nicht hinreichend dafür, daß ein Handelnder an einer ganz bestimmten Raumstelle und zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt handelt.

Hier soll die These vertreten werden, daß man sich durch indexikalische Ausdrücke zwar auf dieselbe Wirklichkeit bezieht, auf die man sich auch durch objektive Ausdrücke beziehen kann, daß man aber durch ihre Verwendung die besondere Rücksicht zum Ausdruck bringt, unter der die *eine* Wirklichkeit erlebt und so handlungsrelevant wird. Diese besondere Rücksicht stellt keine eigene zusätzliche Wirklichkeit oder eine Art Verdoppelung der Ontologie dar. Wenn hier von einer indexikalischen Wirklichkeit die Rede ist, so soll damit lediglich diese besondere Rücksicht oder der jeweilige Zugang eines handelnden Subjektes zur objektiv beschreibbaren Wirklichkeit gemeint sein. Diese sogenannte indexikalische Wirklichkeit erweist sich als besonders relevant für Handlungen.

Es wird dafür argumentiert, daß die indexikalische nicht mit der objektiven Wirklichkeit vermengt, aber auch nicht die eine zugunsten der anderen gelehnet werden darf. Wird die indexikalische Wirklichkeit negiert, weil sie nicht naturalisierbar ist, können die Handlungen nicht mehr adäquat beschrieben und erklärt werden; wird in den Handlungsbeschreibungen und -erklärungen statt dessen die objektive Wirklichkeit

ausgeblendet, ist schwer zu verstehen, wie sich die Handelnden in der objektiv beschreibbaren Welt zurechtfinden können.

Die „Egozentrik“ der indexikalischen Ausdrücke

Die indexikalischen Ausdrücke werden in ihren konkreten Vorkommnissen, auch „tokens“ genannt, für ganz verschiedene referentielle Akte verwendet. Sprecher können sich also durch die verschiedenen tokens ein und desselben indexikalischen Ausdrucks auf ganz verschiedene Gegenstände beziehen. Worauf sie sich beziehen, ist vom konkreten *Kontext* der Äußerung, in der das jeweilige token vorkommt, abhängig. Zum Kontext ist auch der Sprecher selbst zu rechnen. Worauf durch „ich“ oder „wir“ referiert wird, ist klarerweise vom jeweiligen Sprecher abhängig. Keine zwei numerisch verschiedenen Sprecher können sich z. B. durch tokens von „ich“ auf dieselbe Person beziehen. Um das Referenzobjekt eines konkreten tokens eines indexikalischen Ausdrucks ausfindig zu machen, ist die Berücksichtigung des jeweiligen Kontextes wesentlich.

Die Referenz der indexikalischen Ausdrücke ist also nicht nur in funktionaler Abhängigkeit von ihrer Bedeutung, sondern hängt wesentlich auch von einem sogenannten „Index“, d. h. in diesem Fall vom konkreten Umfeld oder Kontext der jeweiligen Äußerung ab. Ja, die Bedeutung selbst erfordert diesen Bezug auf den Kontext. Durch die Festlegung der Bedeutung eines Ausdrucks sind nämlich die Regeln der Verwendung des Ausdrucks festgelegt, und die Regeln der Verwendung der indexikalischen Ausdrücke setzen alle einen Bezug auf den Kontext und speziell auf das „ego“ des jeweiligen Sprechers voraus. Aus diesem Grunde hat Russell die indexikalischen Ausdrücke „egozentrisch“ genannt.

Durch die Bedeutung und somit durch die Verwendungsregeln von „jetzt“ ist z. B. festgelegt, daß sich „jetzt“ jeweils auf den Augenblick bezieht, der mit dem Augenblick der Äußerung des tokens von seiten des Sprechers zusammenfällt; durch die Bedeutung von „hier“ ist wiederum festgelegt, daß sich „hier“ auf den Ort bezieht, an dem der jeweilige Sprecher steht, und durch die Bedeutung von „ich“ ist festgelegt, daß sich alle tokens von „ich“ auf den sie äußernden Sprecher beziehen. Wer die Bedeutung von „ich“ kennt, weiß, daß jeder Sprecher, der „ich“ richtig verwendet, sich damit auf sich selbst bezieht und daß somit die Referenz von Sprecher zu Sprecher verschieden ist. Aus diesen Beispielen wird ersichtlich, daß gerade aufgrund ihrer Bedeutung die indexikalischen Ausdrücke ihre Referenz ständig ändern.

Daß die Referenz der indexikalischen Ausdrücke und somit die Wahrheitsbedingungen der Sätze, in denen sie vorkommen, gerade aufgrund ihrer Bedeutung nicht allein von dieser, sondern auch von kontextuellen Aspekten abhängig ist, ist jedoch noch kein hinreichender Grund, um anzunehmen, Sätze mit indexikalischen Ausdrücken hätten keinen Platz in

einer wissenschaftlichen Sprache. Könnten die indexikalischen Ausdrücke nicht so verstanden und behandelt werden, daß alle Faktoren, die für die Referenz und für die Wahrheitsbedingungen von Relevanz sind, mitberücksichtigt werden und so doch eine gewisse Kontextunabhängigkeit erreicht wird? Es gibt Versuche, die Frage positiv zu beantworten und zumindest ansatzweise eine entsprechende Semantik für indexikalische Ausdrücke zu entwickeln¹.

Das Bedürfnis, die indexikalischen Ausdrücke durch andere, nicht-indexikalische, zu ersetzen, entspricht dem Bedürfnis, sich im Erkenntnisprozeß der Abhängigkeit von *subjektiven* Faktoren zu entledigen. Für die Entwicklung einer wissenschaftlichen oder „idealen“ Sprache ist das nämlich unumgänglich. Eine wissenschaftliche Sprache muß derart sein, daß sie es gestattet, die Welt „sub specie aeternitatis“ zu sehen und nicht aus einer ganz bestimmten subjektiven Perspektive. Und sobald die Referenz der Ausdrücke einer Sprache sprecher- und kontextunabhängig ist, sind die Sprecher, der Ort und die Zeit der sprachlichen Äußerungen irrelevant für die Bestimmung der Wahrheitsbedingungen der Sätze, in denen sie vorkommen.

Die Beseitigung bzw. Ersetzung der indexikalischen Ausdrücke ist also relativ zur Zielsetzung der objektiven Erkenntnisgewinnung sinnvoll, ja sogar notwendig. Relativ zu anderen Zielsetzungen kann sie allerdings zu einem Verlust an Aussagekraft führen. Hier sei als Beispiel für diesen Verlust an Aussagekraft das Problem der *Zeitlichkeit* unserer Erfahrung erwähnt. Wir leben nämlich immer nur im Augenblick, im Jetzt. Aber dieser Augenblick ist ständig ein anderer, er fällt m. a. W. mit ständig neuen Zeitpunkten aus der objektiven Zeit zusammen. Welcher Zeitpunkt als jetzt von uns erlebt wird, kann daher nicht festgehalten werden. Er ändert sich ständig. Die Zeit ist für uns und unsere Erlebniswelt wie im Fluß. Daraus ergibt sich eine permanente Dreiteilung der Tatsachen: Ein Teil ist für uns bereits Vergangenheit, ein Teil Gegenwart und ein Teil Zukunft. Diese indexikalische Dreiteilung läßt sich nur durch Verwendung von indexikalischen Ausdrücken wiedergeben. In der wissenschaftlichen Rede wird zwar auch auf die Zeit Bezug genommen, aber so, daß die Zeit wie eine räumliche Dimension behandelt wird. In der wissenschaftlichen Darstellung werden alle Zeitpunkte notgedrungen gleichrangig behandelt. Es kann unter ihnen keiner als gegenwärtig ausgezeichnet werden, und die Charakterisierung als vergangen oder zukünftig hat, wenn sie losgelöst von der indexikalischen Perspektive eines bestimmten „ego“ verstanden wird, keinen Sinn.

In unseren alltäglichen Handlungsbeschreibungen und -erklärungen verwenden wir bestimmte indexikalische Ausdrücke auch, um über die indexikalische Rede oder die indexikalischen Einstellungen anderer zu be-

¹ Siehe z. B.: *J. Perry*, The Problem of the Essential Indexical, in: *Noûs* 13 (1979) 3–21.

richten: In dem Satz ‚Peter handelte so, weil er sagte bzw. glaubte, ein großer Philosoph zu sein‘ können wir zwar den rückverweisenden Ausdruck „er“ durch den Namen ersetzen, auf den er verweist und durch welchen er Bezug nimmt auf den Namensträger von „Peter“. In der Regel geht die Ersetzung mit keinem Inhaltsverlust einher. Der Ausdruck „er“ kann auch in der indirekten Rede eine Rolle spielen, die jener des Ausdrucks „ich“ in der direkten Rede entspricht. In diesem Fall ist die Ersetzung ohne Inhaltsverlust nicht mehr ohne weiteres durchführbar. Mit der Verwendung des Ausdrucks „er“ soll gesagt werden, daß Peter glaubt, daß er selbst ein großer Philosoph sei. Der Satz ist – so verstanden – nur dann wahr, wenn Peter auch bereit ist zu denken: *Ich* bin ein großer Philosoph. Wenn „ich“ das indexikalische Mittel für die Selbstzuschreibung ist, so ist „er“ bzw. „sie“ das indexikalische Mittel, derartige Selbstzuschreibungen anderer wiederzugeben².

Die indexikalischen Ausdrücke ermöglichen es, auch die indexikalische Perspektivität von Handelnden zum Ausdruck zu bringen. Durch sie wird auf den subjektiven Gesichtspunkt des jeweiligen „egos“ verwiesen, der für das Verständnis von Handlungen und ihren Erklärungen von besonderer Relevanz ist. Daß ich über etwas indexikalisch spreche und denke, heißt, daß ich in Beziehung zu mir darüber spreche bzw. denke. Meine indexikalische Rede drückt meinen subjektiven Gesichtspunkt aus: Letzlich sind alle indexikalischen Ausdrücke und die indexikalische Wirklichkeit, die durch sie zum Ausdruck kommt, mit dem „ich“ verknüpft. Die indexikalische Rede wird somit nicht nur als egozentrisch, sondern auch als selbst-bezüglich (self-referential) oder als *de se* charakterisiert.

Das Programm der Ersetzung aller indexikalischen Ausdrücke erweist sich unter dieser Rücksicht als nicht durchführbar. Es mag zwar unter anderen Rücksichten durchführbar sein – die einzelnen Zeitpunkte können nämlich unter Berücksichtigung der kontextuellen Abhängigkeiten auch durch Ausdrücke aus der objektiven Rede angegeben werden –, will man allerdings die subjektive Dreiteilung in der zeitlichen Erfahrung berücksichtigen, so erweist sich das Programm als illusorisch. Wer es dennoch durchzuführen versucht, verbaut sich die Möglichkeit, so über die Ursachen oder Gründe von Handlungen zu sprechen, daß dabei auch auf die indexikalische Perspektivität Rücksicht genommen wird. Diese ist für bestimmte Formen menschlichen Handelns entscheidend.

Wenn der Handelnde nicht weiß, daß *er selbst* es ist, für den es aufgrund seiner Wünsche, Absichten und Überzeugungen günstig ist, zu einem ganz bestimmten Raum-Zeit-Punkt zu handeln, würde er nicht handeln. Wenn wir z. B. als Grund oder Ursache für die Flucht eines

² Zum Problem der indexikalischen Ausdrücke und „Quasi-Indikatoren“ siehe auch: E. Runggaldier, *Analytische Sprachphilosophie*, Stuttgart 1993, 133–139.

Menschen die Wahrnehmung eines heranrückenden Wolfes angeben, so wissen wir auch, daß sie nicht wirksam wäre, wenn der Fliehende nicht überzeugt wäre, daß er selbst durch den heranrückenden Wolf in Gefahr ist. Sollte er lediglich wissen, daß derjenige, der die Bedingungen bestimmter Kennzeichnungen erfüllt, in Gefahr ist, und somit nicht wissen, daß er selbst mit dieser Person, die die Bedingungen erfüllt, identisch ist, würde er nicht fliehen. Das Wissen, daß man selbst der Betroffene ist, auf den verschiedene handlungsrelevante Aspekte zutreffen, ist eine notwendige Voraussetzung für die Auslösung der jeweiligen Handlung selbst. Wir wollen dieses indexikalische Wissen und die entsprechenden Gedanken „*Ich-Gedanken*“ nennen.

Ich-Gedanken

Menschen können verschiedenes über sich selbst wissen und somit auch über sich selbst Gedanken haben, ohne dabei zu wissen, daß sie selbst es sind, von denen sie es wissen, bzw. daß sie selbst es sind, auf die diese Gedanken zutreffen. Wenn sie es nicht wissen, werden sie das, was sie über sich selbst wissen, nicht in der „*Ich-Form*“ ausdrücken. Wenn hier von „*Ich-Gedanken*“ die Rede ist, so sollen damit nur jene Gedanken gemeint sein, die auch in der „*Ich-Form*“ ausgedrückt werden können. Von jemandem soll also nur dann gesagt werden, daß er „*Ich-Gedanken*“ hat, wenn er bereit ist, sie mit dem indexikalischen Ausdruck „*ich*“ auszudrücken. Wenn diese Bereitschaft gegeben ist, besagt sie, daß der Betreffende, der die Gedanken hat, auch weiß, daß er selbst derjenige ist, auf den sie zutreffen. Genau dieses Wissen nun, welches durch Verwendung von „*ich*“ zum Ausdruck gebracht wird, ist für Handelnde in ihren Handlungen relativ zu bestimmten Zielsetzungen entscheidend. Erst dieses indexikalische Wissen löst nämlich verschiedene Handlungen aus. Ödipus dachte zwar über sich selbst, als er dachte, daß der Mörder von Laius getötet werden sollte, aber er dachte nicht indexikalisch über sich selbst: Er hatte dabei keinen „*Ich-Gedanken*“, weil er nicht realisierte, daß er selber der Mörder von Laius war³. Hätte er rechtzeitig gewußt, daß *er selbst* der Mörder von Laius war, hätte er anders gehandelt.

Intentionale Einstellungen, Überzeugungen und Entscheidungen haben immer – zumindest implizit – einen indexikalischen Charakter. Der intentionale Gehalt von Einstellungen ist nämlich immer rückbezogen auf denjenigen, der die Einstellungen hat. Dieser Rückbezug ist indexikalischer Art. Der Denkende oder Handelnde, der sich auf einen intentionalen Gehalt bezieht, bezieht sich nämlich als er selbst darauf. Er hat die Absicht, daß er selbst durch sein eigenes Handeln das Beabsichtigte verwirklicht. Der Handelnde hat als Handelnder einen bestimmten Blick-

³ G. Evans, *The Varieties of Reference*, ed. J. McDowell, Oxford 1982, 206.

punkt, eine bestimmte Perspektive, von der aus er seine Umwelt betrachtet. Er befindet sich im Mittelpunkt seiner Welt, er weiß, daß er selbst es ist, der die Mitte einnimmt.

Die *Perspektive*, die der jeweils Handelnde einnimmt, ist indexikalisch: Raum und Zeit präsentieren sich ihm nicht in ihrer Objektivität, sondern so, daß er der Mittelpunkt des Erfahrungsraumes ist und er sich im Jetzt befindet. Wer den Wolf auf sich zukommen sieht, weiß, daß er selbst an dem Ort ist, auf den sich der Wolf stürzt, und sich genau in dem Zeitpunkt befindet, in dem er selbst durch den herannahenden Wolf gefährdet ist. Diese indexikalische Perspektive mit den entsprechenden Ich-Gedanken löst die Flucht aus. Wenn es lediglich ein objektives Wissen wäre ohne die entsprechende indexikalische Perspektive, würde der Gefährdete nicht flüchten. Damit ein Handelnder handelt, müssen ihm Raum und Zeit und auch er selbst indexikalisch präsent sein. Für das objektive Wissen aber, wie es von der Wissenschaft vermittelt wird, gibt es kein Zentrum, von dem aus ich als Inhaber der Ich-Gedanken handle⁴.

Durch ein Beispiel Castañedas wird das Gesagte besonders plausibel⁵: Aufgrund der 15. Vorschrift der G. P. Society soll Nelson Goodman den Sellars-Chisholm-Preis in der Aula Maxima der Ohio State University am 15. Juni 1990 um 20.00 Uhr Willard Van Orman Quine überreichen. Was das Handeln Goodmans in diesem Fall auslöst, ist nicht allein die Information, die durch den angeführten Satz ausgedrückt wird, sondern diese Information zusammen mit einem entsprechenden indexikalischen Wissen. Nelson Goodman muß zwar wissen, was Nelson Goodman an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit zu tun hat. Er muß aber auch wissen, daß er selbst Nelson Goodman ist und daß er selbst sich am richtigen Ort zum richtigen Zeitpunkt befindet, um den Preis der richtigen Person zu überreichen. Der objektive Informationsgehalt muß ihm m. a. W. auch indexikalisch präsent sein. Damit er tatsächlich handelt, muß er bestimmte Ich-Gedanken und ein gewisses indexikalisches Wissen haben, so z. B.:

- a) Ich bin Nelson Goodman.
- b) Dieser Mann ist W. V. O. Quine.
- c) Heute ist der 15. Juni 1990.
- d) Jetzt ist es 20.00 Uhr.
- e) Das ist der Sellars-Chisholm-Preis.
- f) Hier ist die Aula Maxima der Ohio State University.

Die hier angegebenen indexikalischen Gedanken können nur durch Verwendung von indexikalischen Ausdrücken sinnvollerweise wiederge-

⁴ C. McGinn, *The subjective view: Secondary qualities and indexical thoughts*, Oxford 1983, 104.

⁵ H. N. Castañeda, *Thinking, Language, and Experience: 14 Essays*, Minneapolis 1989, 126f.

geben werden. Würden wir diese Ausdrücke durch Ausdrücke aus der objektiven Sprache der Wissenschaften ersetzen, so wären die angegebenen Sätze nur mehr uninteressante Tautologien. Die Sätze haben aber offenkundig einen Sinn, und sie dürften auch insofern einen Wahrheitswert haben, als sie im entsprechenden Kontext ihrer Äußerungen entweder wahr oder falsch sind. Indexikalisches Wissen ist nicht so zu behandeln wie das Wissen, welches uns durch die Wissenschaften vermittelt wird. Wenn dem so wäre, müßte es nämlich möglich sein, indexikalisches Wissen ohne indexikalische Ausdrücke zu übermitteln, da derartige Ausdrücke in der Wissenschaft keinen Platz haben und haben dürfen.

Hätte Nelson Goodman nicht das indexikalische Wissen, welches im Beispiel angegeben wird, so wüßte er nicht, wann, wie und wo er handeln sollte. Die objektive Information über das, was zu tun ist, oder über die auszuführende Vorschrift, die ihm gegeben ist, muß indexikalisch verankert werden, damit sie für den Handelnden handlungsrelevant werden kann. Die Gegenstände und das objektive Raum-Zeit-Gefüge müssen dem Handelnden, der sich als Mittelpunkt seiner eigenen Welt erfährt, indexikalisch gegeben sein, damit er auf die Welt handelnd einwirken kann.

Um entscheiden und handeln zu können, muß der Handelnde wissen, daß gewisse von ihm subjektiv wahrgenommene Dinge und Ereignisse identisch sind mit Dingen bzw. Ereignissen der objektiven Welt, die wissenschaftlich beschrieben werden können. Er muß m. a. W. über ein Wissen verfügen, welches in der Kenntnis von indexikalischen *Identitäten* besteht: Der hier und jetzt indexikalisch gegebene Gegenstand X ist identisch mit dem objektiv beschriebenen Gegenstand Y. Die hier angedeutete Frage nach indexikalischen Identitäten setzt voraus, daß wir uns sowohl durch indexikalische als auch durch Ausdrücke der objektiven und wissenschaftlichen Sprache auf dieselben Gegenstände, seien es Raum- und Zeitstellen oder Dinge bzw. Ereignisse, beziehen können.

Indexikalische Identitäten

Die positiven Wissenschaften dürfen in ihren theoretischen Formulierungen keine indexikalischen Ausdrücke verwenden: In der durch sie beschriebenen Welt darf es keinen privilegierten Gesichtspunkt, von dem aus sie betrachtet wird, oder keine besondere Perspektive, die ihre Beschreibung bestimmen würde, geben. Nur so wird nämlich wissenschaftliche Objektivität gewährleistet. In der Welt der handelnden Personen ist demgegenüber gerade der besondere Gesichtspunkt oder die besondere Perspektive ausschlaggebend. Will man verstehen, weshalb Handelnde so handeln, wie sie handeln, so muß man ihre je eigene indexikalische Perspektive berücksichtigen. Wer nicht die besondere indexikalische Art, in der sich die Wirklichkeit den Handelnden präsentiert, mitberücksich-

tigt, wird ihre Entscheidungen und die Ausführungen ihrer Handlungen nur schwer oder überhaupt nicht verstehen. Wie sollten sie direkt mit sich selbst in Kontakt stehen, ohne von sich in der Ich-Form zu denken?⁶ Wie sollten sie auf den jeweiligen gegenwärtigen Zeitpunkt Bezug nehmen, ohne in der Jetzt-Form davon zu denken?

Das Indexikalische ist auf unsere Wahrnehmungs- und Erfahrungsfähigkeiten zurückzuführen, durch die uns die Welt auf eine bestimmte Art gegeben ist. Sie prägt so unsere Erfahrungen und über sie unsere Einstellungen und Handlungen. Wir können uns nicht vorstellen, wie es wäre, ohne indexikalische Perspektive die Welt wahrzunehmen oder zu erfahren. In der Welt der Wissenschaft aber darf die indexikalische Perspektive keine Rolle spielen, sie ist somit von unserer indexikalischen Wirklichkeit zu unterscheiden. Was uns in der jeweiligen Erfahrung gegeben ist und sich uns in der je eigenen Perspektivität präsentiert, ist aber dennoch identisch mit etwas in der Welt, das auch die Wissenschaft beschreibt. Der Referenzgegenstand der tokens von „jetzt“ ist immer identisch mit irgendeinem Zeitpunkt in der objektiven Zeit, und der Referenzgegenstand der tokens von „hier“ mit irgendeinem Platz oder einer Stelle im objektiven Raum.

Daß es in unserem Alltag zu keiner Verdoppelung kommt, geht aus den indexikalischen Identitäten, die wir immer wieder behaupten, hervor. Durch derartige Behauptungen sagen wir aus, daß bestimmte Raum-Zeit-Stellen, Dinge und Ereignisse, auf die wir uns mit indexikalischen Ausdrücken beziehen, identisch sind mit Raum-Zeit-Stellen, Dingen bzw. Ereignissen, auf die wir uns mit Ausdrücken aus den Sprachen beziehen, die Objektivität beanspruchen. Diese Identitätsbehauptungen haben die Funktion, Verdoppelungen zu vereiteln: Die indexikalischen Gegenstände sind letztlich identisch mit objektiven Gegenständen. Sie haben zwar besondere Eigenarten, diese sind aber lediglich auf die Tatsache zurückzuführen, daß sie wahrgenommen bzw. erfahren werden. Der jeweils erfahrene Gegenstand ist aber letztlich identisch mit demjenigen, der in der objektiven Beschreibung gemeint ist.

Es gibt weder ein indexikalisches Hier noch ein indexikalisches Jetzt, welches gleichsam mit mir mitginge und sich im objektiven Raum bzw. in der objektiven Zeit bewegte. Die Referenzgegenstände der verschiedenen tokens von „hier“ und „jetzt“ sind identisch mit vorgegebenen Stellen in der objektiven Raum-Zeit. Wie sieht es aber mit den Referenzgegenständen der tokens von „ich“ aus? Der Versuch, diese Frage zu beantworten, wirft verschiedene Probleme auf, die zusammenhängen mit ontologischen Fragestellungen und auch aufschlußreich sind für die Eigenarten von Handlungsbeschreibungen und -erklärungen.

Ein Teil der Schwierigkeiten, denen wir begegnen, wenn wir nach der

⁶ McGinn 91.

Referenz von „ich“ fragen, ergibt sich aus der Tatsache, daß „ich“ ebenso wie „jetzt“ und „hier“ offenkundig mit keinen expliziten *Identifizierungskriterien* gekoppelt ist. Die nicht-indexikalischen Ausdrücke, mit denen wir referieren, sind demgegenüber gekoppelt mit Kriterien, die es uns gestatten, ihre jeweiligen Referenzobjekte zu identifizieren, d. h. ausfindig zu machen, welche unter allen Gegenständen diejenigen sind, auf die sie sich beziehen. Wer also die Bedeutung dieser Ausdrücke versteht, weiß – zumindest prinzipiell –, wie er ihre Referenzgegenstände ausfindig machen kann.

Was im Fall von „ich“ unklar ist, sind besonders die Re-identifizierungskriterien, d. h. jene, die es uns gestatten, einen Referenzgegenstand als *denselben* ein zweites Mal und darüber hinaus mehrmals zu identifizieren. Wie soll nämlich die Frage nach der Einheit oder Vielfalt in der Zeit des jeweiligen Referenzgegenstandes von „ich“ geklärt werden? Die Schwierigkeiten, die in diesem Zusammenhang auftauchen, haben Denker dazu geführt, die referentielle Rolle von „ich“ überhaupt zu bestreiten. Die ausführliche Diskussion über die referentielle Rolle des indexikalischen Ausdrucks „ich“ muß hier ausgeklammert werden. Es sei lediglich darauf verwiesen, daß besonders Denker, die in der Wittgensteintradition stehen, dazu neigen, die referentielle Rolle von „ich“ zu negieren⁷. Hier soll aber die referentielle Rolle des indexikalischen Ausdrucks „ich“ trotz seiner Eigenarten schon allein deshalb nicht bestritten werden, weil es im Alltag immer wieder zu indexikalischen Identitätsbehauptungen kommt, in denen der Ausdruck „ich“ unmißverständlich im Sinne eines referentiellen Ausdrucks verwendet wird: Sprecher beanspruchen, durch die Verwendung von „ich“ auf sich selbst Bezug zu nehmen, um von sich zu behaupten, derjenige oder diejenige zu sein, auf den oder die durch sonstige Beschreibungen der objektiven Rede Bezug genommen wird. Es kommt natürlich auch vor, daß Sprecher in der Ich-Form behaupten, gerade nicht identisch zu sein mit Personen, auf die durch Ausdrücke aus der objektiven Rede Bezug genommen wird. Derartige Identitätsbehauptungen, ob positiv oder negativ formuliert, sollen nun genauer untersucht werden.

Ich-Identitäten

Wenn eine Person „ich bin F“ sagt oder denkt, so beansprucht sie, sich auf sich selbst zu beziehen und von sich zu sagen bzw. zu denken, daß sie F sei. Dieser Gehalt ist nicht in jedem Fall reduzierbar auf einen Gehalt der Form „a ist F“, wobei „a“ für irgendeinen Eigennamen oder eine definite Beschreibung für die betreffende Person steht. Die Person, die von sich denkt oder sagt, F zu sein, muß nämlich – wie wir bereits gesehen ha-

⁷ So z. B. auch: E. Anscombe, Die erste Person, in: P. Bieri (Hg.), *Analytische Philosophie des Geistes*, Königstein 1981, 222–242.

ben – nicht wissen, daß sie identisch mit dem Referenzgegenstand von „a“ ist. Das wiederum soll nicht besagen, daß die Person, die in der „ich-Form“ von sich spricht oder denkt, nicht identisch wäre mit a⁸.

Wenn die Behauptung eines Sprechers „ich bin F“ wahr ist, so muß es ein Individuum a geben, so daß die entsprechende indexikalische Identitätsbehauptung „ich bin identisch mit a“ und auch jede Behauptung der Form „a ist F“ wahr sind. Obwohl „ich“ ein indexikalischer Ausdruck ist, der eine indexikalische Wirklichkeit zum Ausdruck bringt, ist sein Referenzobjekt ein Teil der objektiv beschreibbaren Welt, der in ihr wie jede andere kausal wirksame Realität eine kausale Rolle spielen kann. Die objektive Relevanz und kausale Rolle des Referenzgegenstands von „ich“ sind gewährleistet durch die Identität mit einem Gegenstand in der objektiv bestimmbaren Naturordnung. Was für die Referenz der tokens von „hier“ und „jetzt“ gilt, gilt auch für die Referenz der tokens von „ich“: So wie die Stellen in der Raum-Zeit, auf die durch räumliche und zeitliche indexikalische Ausdrücke Bezug genommen wird, Stellen in der objektiven Raum-Zeit sind, so sind auch die Entitäten, auf die wir durch Verwendung des indexikalischen Ausdrucks „ich“ Bezug nehmen, identisch mit Individuen in der objektiv beschreibbaren Wirklichkeit.

Durch die indexikalischen Identitäten, die wir in unserem Alltag behaupten, bringen wir den faktischen Glauben zum Ausdruck, daß es keine unüberbrückbare *Kluft* gibt zwischen dem subjektiven oder indexikalischen Bereich und jenem der objektiven Wissenschaften. Ich kann mich selbst als jemand identifizieren, der eine objektiv lokalisierbare und identifizierbare Person in dieser Welt ist. Besonders Evans hat sich bemüht aufzuzeigen, daß zwar einerseits zwischen der indexikalischen und der objektiven Weise zu referieren unterschieden, aber gleichzeitig auch dem Glauben entsprochen werden muß, daß die zwei Bereiche nicht prinzipiell auseinanderfallen⁹.

Zu den ontologisch relevanten Auffassungen, die wir von uns selbst haben, ist auch jene zu zählen, die besagt, daß indexikalische Identitätsbehauptungen wahr sein können. Zu ihnen ist also auch die Auffassung zu rechnen, daß wir in etwa wissen, was es heißt, daß Behauptungen der Form „Ich = d“ wahr sind, wo „d“ für irgendeine definite Beschreibung oder einen Eigennamen einer Person in dieser Welt steht. Diese Auffassung setzt voraus, daß die indexikalische Rede mit der objektiven verknüpfbar ist und daß die tokens von „ich“ objektive Referenz haben. Von einer bestimmten Person zu sagen oder zu denken, daß sie F ist, ist nicht grundsätzlich verschieden davon, zu sagen oder zu denken, daß man

⁸ Wir wollen hier die extremen Fälle ausklammern, die dualistisch gesinnte Denker erwähnen könnten, um ihre These zu untermauern, daß der Referenzgegenstand eines tokens von „ich“ in keinem Fall identisch ist mit Personen im gängigen Sinn, mit den Referenzgegenständen also von personalen Eigennamen oder Kennzeichnungen.

⁹ Siehe: *Evans* 209 ff.

selbst F ist. Wenn ich verstehe, was es heißt, F zu sein, so kann ich es von anderen und von mir denken. Wenn ich allerdings von mir in der indexikalischen Redeweise sage, daß ich F bin, so bekunde ich damit, daß ich auch weiß, daß diese Person, von der ich sage, daß sie F ist, ich selbst bin.

Indexikalische Identitätsbehauptungen der Form „ich = d“ können nicht in einer den objektiven und intersubjektiven Verifikationsverfahren entsprechenden Art verifiziert werden. Daraus zu folgern, daß es nicht möglich ist zu verstehen, was durch derartige Identitätsaussagen behauptet wird, wäre aber ein voreiliger Schluß. Diese Folgerung scheint nur vor dem Hintergrund einer positivistischen Bedeutungstheorie plausibel zu sein, nach der nur dann der Gehalt einer Aussage verstanden werden kann, wenn auch verstanden wird, wie er intersubjektiv verifiziert werden kann. Zu verstehen, was es heißt, daß eine Identitätsbehauptung der Form „ich = d“ wahr ist, setzt aber sehr wohl voraus zu verstehen, was es heißt, sich selbst in der objektiven Welt zu lokalisieren, oder ganz einfach zu verstehen, daß man selber ein Teil der raum-zeitlichen objektiven Welt ist.

Wie es ist, als Handelnder an einem bestimmten Platz im Raum und zu einem bestimmten Punkt in der Zeit die Welt zu erleben, d. h. wie es ist, von einer ganz bestimmten Raum-Zeit-Stelle aus die Welt als Handelnder zu erleben, das kann nicht ohne indexikalische Ausdrücke geäußert werden. Es ist aber gerade für den Handelnden wesentlich zu wissen, daß er bzw. sie von einer ganz bestimmten Stelle aus handelnd in die Raum-Zeit einwirkt. Durch die Behauptung von indexikalischen Identitäten geben wir derartige Stellen an. Wenn auch indexikalische Identitätsaussagen intersubjektiv nicht verifizierbar sind, so haben sie doch eine wichtige Funktion in der menschlichen Rede.

Indexikalische und objektive Wirklichkeit

Durch indexikalische Identitätsaussagen wird behauptet, daß die indexikalische und die objektive Wirklichkeit nicht auseinanderfallen. Die entsprechenden Identitäten stellen die Verknüpfung zwischen den zwei Bereichen dar. Wenn wir Handlungen beschreiben und erklären, müssen wir in der Regel nicht nur auf die objektive, sondern auch auf die indexikalische Wirklichkeit achten. Sollten wir den indexikalischen Bereich prinzipiell ausschließen, würden wir uns das Verständnis jener Seiten versperren, die ausschlaggebend sind für Handlungsentscheidungen und auslösende Ursachen und Gründe für Handlungen darstellen. Wenn wir also über die objektive Welt reflektieren und sie im Zusammenhang mit menschlichen Handlungen sehen, so können wir nicht umhin, auch ihre indexikalische Seite mitzuberücksichtigen. Die Auffassung von einer objektiven Welt, in die Handelnde handelnd eingreifen, ist gekoppelt mit

der Auffassung, daß es in ihr handelnde Subjekte gibt, die von ihrer indexikalischen Perspektive aus die Welt wahrnehmen und erleben.

Wer eine objektive Weltsicht im Sinne der zentrumslosen Welt der Wissenschaft hat, ist in der Regel dennoch auch davon überzeugt, daß er als Handelnder einen ganz bestimmten Platz in dieser Welt einnimmt und daß er sie von diesem Platz aus wahrnimmt und erlebt. Die Idee einer objektiven Welt geht Hand in Hand mit der Idee, daß es in ihr Subjekte gibt, die sie von einem ganz bestimmten Blickwinkel aus erleben. Die indexikalischen Identitätsbehauptungen sind Ausdruck der Überzeugung, daß erlebende Subjekte in ihrer indexikalischen Wirklichkeit identisch sind mit Teilen aus der objektiven Welt.

Wenn die alltäglichen Überzeugungen, welche durch indexikalische Identitätsbehauptungen zum Ausdruck gebracht werden, auch philosophisch ernst genommen werden, so stellen sie jene philosophischen Grundoptionen in Frage, die entweder prinzipiell zwischen den zwei Bereichen trennen oder den einen zugunsten des anderen leugnen. Wird die indexikalische Wirklichkeit vollkommen gelehnt zugunsten der objektiven, können die handelnden Subjekte unter einer bestimmten Rücksicht – nämlich in ihrem Handeln – nicht mehr adäquat verstanden werden; und wird statt dessen nur die indexikalische Seite der Handelnden berücksichtigt, kann schwer verstanden werden, wie sie sich in der objektiv beschreibbaren Welt zurechtfinden und wie sie in ihr wirken können¹⁰.

Wenn wir als Beispiel den Umgang mit einem Stadtplan nehmen, so sehen wir, daß es dafür zwei (beide) Arten von Kompetenz braucht: Es braucht ein Verständnis für die zentrumslose, abstrakt abgebildete Welt, aber auch ein Verständnis für die eigene indexikalische Plazierung in dieser Welt. Ich kann mich in ihr nur dann zurechtfinden, wenn ich auch weiß, wo ich darin vorkomme und mit welchem Individuum, von dem aus die Stadt wahrgenommen wird, ich identisch bin. Wenn es mir nicht möglich wäre, die Straßen und Bauten, die ich subjektiv erfahre, mit den Straßen und Bauten, die auf meinem Stadtplan abgebildet sind, zu identifizieren, könnte ich mich nicht mit Hilfe des Stadtplans orientieren.

Daß Personen sich selbst identifizieren oder auf sich selbst Bezug nehmen, kann auf zweifache Weise verstanden werden. Im ersten Sinn besagt die Identifizierung, daß die Personen sich in der objektiven Welt lokalisieren, daß sie feststellen, wo sie in der Raum-Zeit vorkommen. Dieser Vorgang kann intersubjektiv nachvollzogen, und die Aussagen darüber können verifiziert werden. Im zweiten Sinn besagt die Identifizierung, daß die jeweiligen Personen wissen, daß sie selbst es sind, die von einer bestimmten Warte aus die Welt erleben und sich intentional auf anderes beziehen. Im zweiten Sinn kann auch dann noch von Identifizierung gesprochen werden, wenn eine Person lediglich an etwas Bestimm-

¹⁰ Siehe: ebd. 222.

tes denkt, ohne fähig zu sein, es in der objektiven Welt zu identifizieren. Sie identifiziert es lediglich in dem Sinne, daß sie gedanklich darauf Bezug nimmt. Im Sprachgebrauch verschiedener philosophischer Untersuchungen ist von Identifizierung faktisch nur im ersten Sinn die Rede. Die Identifizierung im zweiten Sinn fällt aus, da ein derartiger Vorgang mit dem entsprechenden Wissen als Identifizierung seiner selbst und der intentionalen Gegenstände in der objektiven Welt keinen Platz hat. Identifizierungen, die intersubjektiv nicht überprüft werden können, gelten in diesem Sprachgebrauch nicht als Identifizierungen.

Die indexikalischen Identitäten werden aber dem Glauben gerecht, daß Gegenstände, die auf die eine Art identifiziert werden, identisch sein können mit Gegenständen, die auf die andere Art identifiziert werden. Dieser Glaube liegt auch dem Bestreben zugrunde, notfalls *Korrekturen* in den Identifizierungsverfahren auf dem einen Gebiet aufgrund von Einsichten auf dem anderen vorzunehmen: Wenn eine Person indexikalisch von sich denkt, d. h. „Ich-Gedanken“ hat, ist sie in der Regel bereit, dieses Denken durch Informationen aus der objektiven Welt zu überprüfen und notfalls zu korrigieren und zu ergänzen. Und umgekehrt, wenn sie sich bemüht, Informationen über die objektive Welt zu sammeln und anzuwenden, wird sie sich dabei von indexikalischen Informationen leiten lassen.

Die Tatsache, daß die indexikalische Wirklichkeit ontologisch keine zusätzliche Wirklichkeit ist, die von der objektiv bestimmbar verschieden wäre, besagt nicht, daß sie aus der philosophischen Reflexion ausgeklammert werden sollte¹¹. Daß sie in der objektiven Welt der Wissenschaft keine Rolle spielt und spielen darf, impliziert nicht, daß sie im Alltag für die Handelnden nur eine Scheinrolle spielen würde. Für Handlungen und für das praktische Überlegen mit den entsprechenden Entscheidungen ist sie sogar wesentlich.

¹¹ Vgl. McGinn 127.